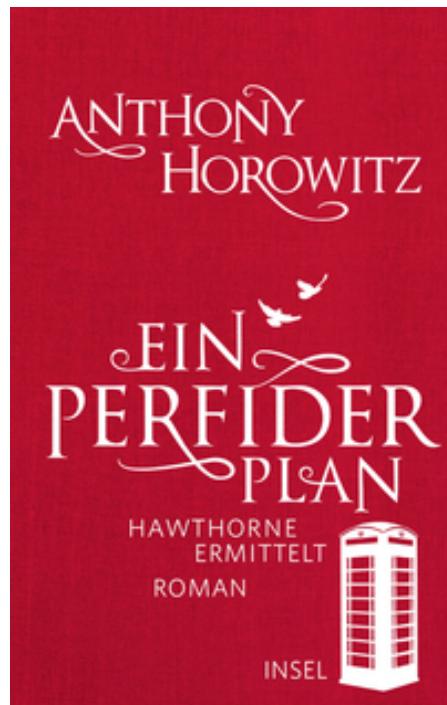


Insel Verlag

Leseprobe



Horowitz, Anthony
Ein perfider Plan

Hawthorne ermittelt
Aus dem Englischen von Lutz-W. Wolff

© Insel Verlag
978-3-458-17782-1



Keine sechs Stunden nachdem die wohlhabende alleinstehende Diana Cowper ihre eigene Beerdigung geplant hat, wird sie in ihrem Haus erdrosselt aufgefunden. Ahnte sie etwas? Kannte sie ihren Mörder?

Daniel Hawthorne, ehemaliger Polizeioffizier und inzwischen Privatdetektiv im Dienst der Polizei, nimmt die Spur auf. Aber nicht nur den Fall will er lösen, es soll auch ein Buch daraus werden, und dafür wird Bestsellerautor Anthony Horowitz gebraucht. Der wiederum sträubt sich zunächst, ist jedoch schon bald unrettbar in den Fall verstrickt. Fasziniert von der Welt des Verbrechens ebenso wie von dem undurchsichtigen Detektiv und dessen messerscharfem Verstand.

Ganz im Stil von Holmes und Watson begeben sich Hawthorne und Horowitz auf die Suche nach dem Mörder einer scheinbar harmlosen älteren Frau, in deren Vergangenheit allerdings schon bald dunkle Geheimnisse auftauchen. Eine atemberaubende Jagd beginnt ...

Anthony Horowitz, geboren 1956 in Stanmore, gehört zu den erfolgreichsten Autoren der englischsprachigen Welt, in Deutschland ist er vor allem durch seine Jugendbuchreihe um Alex Rider bekannt. Neben zahlreichen Büchern hat Anthony Horowitz Theaterstücke und Drehbücher zu verschiedenen Filmen und Fernsehserien (unter anderem *Inspector Barnaby*) verfasst. Seit seiner Jugend ist er Sherlock-Holmes-Fan. Anthony Horowitz lebt mit seiner Familie in London.

ANTHONY HOROWITZ

Ein perfider Plan

Hawthorne ermittelt

Roman

Aus dem Englischen

von Lutz-W. Wolff

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel *The Word is Murder*
bei Penguin Random House UK, London

Das Zitat auf S. 158 stammt aus Sylvia Plath, *Ariel*, englisch und deutsch,
Übertragung und Nachwort Alissa Walser © Suhrkamp Verlag Frankfurt
am Main 2008

Erste Auflage 2019

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2019

Copyright © Anthony Horowitz 2017

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen
Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch
einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder
unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17782-1

Ein perfider Plan
Hawthorne ermittelt

Eine gut geplante Beerdigung

An einem hellen Frühlingsmorgen, dessen blasses Sonnenlicht weit mehr Wärme versprach, als der Tag dann zu liefern vermochte, überquerte Diana Cowper kurz nach elf Uhr die Fulham Road und betrat ein Beerdigungsinstitut.

Sie war nicht besonders groß, wirkte aber sehr zielstrebig. In ihren Augen, ihrem akkurat geschnittenen Haar und ihrem Gang lag eine heftige Entschlossenheit. Wenn man sie kommen sah, hatte man sofort den Wunsch, ihr auszuweichen und sie passieren zu lassen. Dabei hatte sie gar nichts Unfreundliches an sich. Sie war in den Sechzigern und hatte ein angenehmes, rundes Gesicht. Sie war teuer gekleidet, ihr heller Regenmantel stand offen und enthüllte einen rosa Pullover mit einem grauen Rock. Sie trug ein Perlenhalsband mit Edelsteinen, das wertvoll sein mochte oder auch nicht, und eine Reihe von Diamantringen, die auf jeden Fall teuer gewesen sein mussten. Es gab viele Frauen wie sie in den Straßen von Fulham und South Kensington. Sie hätte auch auf dem Weg zu einer Lunchverabredung oder einer Kunsthalle sein können.

Das Beerdigungsinstitut hieß Cornwallis & Söhne. Es stand am Ende einer Häuserreihe, und der Name prangte in klassischer Schrift sowohl auf der Front als auch an der Seite des Hauses, so dass man ihn nicht übersehen konnte, egal aus welcher Richtung man kam. Eine große viktorianische Uhr verhinderte, dass die beiden Inschriften über der Eingangstür aneinanderstoßen. Ihre Zeiger waren passenderweise um 11 Uhr 59 zum Stillstand gekommen: eine Minute vor Mitternacht. Unter dem Firmennamen stand, erneut in doppelter Ausführung, die Legende:

Unabhängige Trauerhilfe und Bestattungen. Seit 1820 im Besitz der Familie. An der Straßenfront gab es drei Schaufenster. Zwei davon zeigten geschlossene Vorhänge, im mittleren lag ein aufgeschlagenes Buch aus Marmor, dessen Seiten die Inschrift trugen: *Wenn Kummer kommt, dann kommt er einzeln nicht, er kommt in Bataillonen.* Alle Holzteile, die Fensterrahmen und die Fassadenverkleidung waren in einem sehr dunklen Blau gestrichen.

Als Mrs Cowper die Tür öffnete, erklang ein Glöckchen, das an einem altmodischen Federmechanismus befestigt war. Sie betrat einen kleinen Empfangsraum mit zwei Sofas, einem niedrigen Tisch und einem Regal, in dem ein paar Dutzend Bücher standen, die schon deshalb besonders traurig erschienen, weil sie ganz ungelesen waren. Eine Treppe führte ins obere Stockwerk und ein schmaler Korridor in die hinteren Räume.

Sogleich kam eine stämmige Frau mit dicken Beinen und klobigen schwarzen Lederschuhen die Treppe hinunter. Sie lächelte höflich. Ihr Lächeln gab zu verstehen, dass dies eine schmerzliche, heikle Angelegenheit war, die man aber mit größter Ruhe und Effizienz erledigen würde. Ihr Name war Irene Laws. Sie war die persönliche Assistentin von Robert Cornwallis, dem Bestattungsunternehmer, und zugleich die Empfangsdame.

»Guten Morgen. Kann ich Ihnen helfen?«, fragte sie.

»Ja. Ich möchte ein Begräbnis organisieren.«

»Sind Sie wegen jemandem da, der kürzlich gestorben ist?« Das Wort »gestorben« war durchaus bezeichnend. Nicht »verschieden«. Und nicht »dahingegangen«. Irene Laws hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, stets Klartext zu reden, da sie zu der Erkenntnis gekommen war, dass das am Ende weniger schmerhaft für alle Beteiligten war.

»Nein«, erwiederte Mrs Cowper. »Es ist für mich selbst.«

»Ich verstehe.« Irene Laws zuckte nicht mit der Wimper – warum sollte sie auch? Es war durchaus nichts Ungewöhnliches,

dass Leute ihre eigene Beerdigung regelten. »Haben Sie einen Termin?«, fragte sie.

»Nein. Ich wusste nicht, dass das nötig ist.«

»Nehmen Sie doch bitte Platz! Ich werde mal nachsehen, ob Mr Cornwallis Zeit hat. Kann ich Ihnen etwas anbieten? Tee oder Kaffee?«

»Nein, danke.«

Diana Cowper setzte sich, und Irene Laws verschwand den Korridor hinunter. Kurz darauf erschien sie wieder: Sie ging hinter einem Mann her, der so eindeutig wie ein Beerdigungsunternehmer aussah, dass er ein Schauspieler hätte sein können. Er trug den unvermeidlichen schwarzen Anzug und eine dunkelgraue Krawatte. Sein bloßes Auftreten signalisierte, dass er sich am liebsten dafür entschuldigt hätte, dass seine Anwesenheit überhaupt nötig war. Seine Hände waren zu einer Geste des Bedauerns gefaltet. Sein Gesicht war von tiefen Furchen durchzogen, und das dünne, am Rande der Kahlköpfigkeit dahinsiechende Haupthaar verbesserte diesen Eindruck genauso wenig wie der schüttre Bart, der aussah wie ein gescheitertes Experiment. Er trug getönte Brillengläser, deren Fassung auf seine Nase drückte und die Augen nicht nur umrahmte, sondern nahezu völlig verdeckte. Er war ungefähr vierzig und versuchte, trotz allem zu lächeln.

»Guten Morgen«, sagte er. »Mein Name ist Robert Cornwallis. Sie wollen eine Bestattung veranlassen?«

»Ja.«

»Hat man Ihnen schon etwas angeboten? Wenn Sie mir bitte folgen wollen ...«

Die neue Kundin wurde den Korridor hinunter zu einem Zimmer am hinteren Ende geführt. Es war genauso dezent wie der Empfangsbereich ausgestattet, allerdings mit einem wichtigen Unterschied: Statt der Bücher gab es hier Broschüren und

Kataloge mit Bildern von Särgen und Leichenwagen (mit Pferden oder motorisiert) und Preislisten. Falls sich das Gespräch in Richtung einer Feuerbestattung bewegen sollte, waren auf zwei Regalen auch Urnen zur Prüfung bereitgestellt worden. Zwei Lehnssessel standen sich gegenüber. Cornwallis setzte sich auf den mit dem kleinen Schreibtisch daneben. Er zog einen Füllfederhalter heraus, einen silbernen Montblanc, und legte ihn auf seinen Notizblock.

»Es geht um Ihre eigene Beerdigung«, begann er.

»Ja.« Plötzlich wollte Mrs Cowper etwas rascher vorankommen. »Ich habe mir schon ein paar Einzelheiten überlegt, ich hoffe, das stört Sie nicht?«

»Ganz im Gegenteil. Individuelle Bedürfnisse sind uns sehr wichtig. Heutzutage sind maßgeschneiderte Konzepte für vorgesehene Beerdigungen der Hauptbestandteil unseres Geschäfts. Es ist uns eine besondere Ehre, genau das zu bieten, was unsere Kunden verlangen. Vorausgesetzt, dass unsere Angebote und Bedingungen Ihnen zusagen, werden wir Ihnen nach unserem Gespräch einen Vertragsentwurf und eine detaillierte Rechnung mit allen Einzelheiten zukommen lassen, auf die wir uns verständigt haben. Ihre Verwandten und Freunde werden nichts weiter tun müssen, als an der Veranstaltung teilzunehmen. Und aus Erfahrung kann ich Ihnen versichern, dass es ihnen ein großer Trost sein wird, wenn sie wissen, dass alles genau so vonstatten geht, wie Sie es sich gewünscht haben.«

Mrs Cowper nickte. »Ausgezeichnet. Dann können wir ja loslegen, oder?« Sie holte tief Luft und kam sofort zur Sache: »Ich will in einem Pappsarg begraben werden.«

Cornwallis war schon dabei, die erste Notiz zu machen, als die Feder kurz vor der Papieroberfläche noch einmal innehielt. »Wenn Sie an ein Öko-Begräbnis denken, würde ich vielleicht eher recyceltes Holz oder auch ein Weidengeflecht vorschlagen. Es gibt

Fälle, bei denen Pappe nicht so ... wirkungsvoll ist.« Er wählte seine Worte mit Sorgfalt, damit alle möglichen Untertöne darin mitschwingen konnten. »Weidensärge sind kaum teurer und sehr viel attraktiver.«

»Na schön. Ich will auf dem Brompton Cemetery begraben werden, neben meinem Mann.«

»Haben Sie ihn vor kurzem verloren?«

»Vor zwölf Jahren. Die Grabstelle haben wir schon, das ist also kein Problem. Und die Trauerfeier stelle ich mir so vor ...« Sie klappte ihre Handtasche auf und nahm ein Blatt Papier heraus, das sie auf den Tisch legte.

Der Beerdigungsunternehmer warf einen Blick darauf. »Ich sehe, Sie haben über die Angelegenheit schon viel nachgedacht«, sagte er. »Und die Feier ist wohldurchdacht, wenn ich das sagen darf. Teils religiös, teils humanistisch.«

»Na ja, da ist dieser Psalm – und da sind die Beatles. Ein Gedicht, ein bisschen klassische Musik und ein paar kurze Reden. Ich will nicht, dass es zu lange dauert.«

»Wir können den Zeitplan ganz genau festlegen.«

Diana Cowper hatte ihre Beerdigung genau geplant, und das war auch gut so. Denn sie wurde noch am selben Tag, nur sechs Stunden später, ermordet.

Zum Zeitpunkt ihres Todes hatte ich noch nie von ihr gehört, und ich wusste so gut wie nichts darüber, wie sie gestorben war. Vielleicht hatte ich eine Überschrift in der Zeitung gelesen: MUTTER VON HOLLYWOODSCHAUSPIELER ERMORDET, aber die Fotos und Berichte konzentrierten sich alle mehr auf den weitaus berühmteren Sohn, der gerade als Hauptfigur einer neuen amerikanischen Fernsehserie besetzt worden war. Das oben dargestellte Gespräch ist daher nur eine grobe Annäherung, denn ich bin natürlich nicht dabei gewesen. Ich habe das

Beerdigungsinstitut aber später besucht und lange mit Robert Cornwallis und seiner Assistentin Irene Laws gesprochen (die übrigens auch seine Cousine war). Wenn Sie die Fulham Road hinuntergehen, hätten Sie kein Problem, das Bestattungsunternehmen zu finden. Die Räumlichkeiten sind genauso, wie ich sie beschrieben habe. Viele andere Einzelheiten stammen aus Zeugenaussagen und Polizeiberichten.

Wann genau Mrs Cowper das Bestattungsunternehmen betrat, wissen wir deshalb, weil ihre Bewegungen sowohl auf der Straße als auch in dem Bus, den sie von zu Hause aus genommen hatte, von Überwachungskameras aufgezeichnet worden waren. Es gehörte zu ihren absonderlichen Verhaltensweisen, dass sie stets öffentliche Verkehrsmittel benutzte. Sie hätte sich ohne weiteres einen Chauffeur leisten können.

Sie verließ das Bestattungsunternehmen um Viertel vor zwölf, ging zur U-Bahnstation South Kensington und nahm die Piccadilly Line zum Green Park. Dort traf sie sich zu einem frühen Lunch mit einem Bekannten im Café Murano in der St James's Street, in der Nähe von Fortnum & Mason. Von da aus nahm sie ein Taxi zum Globe Theatre auf der South Bank. Sie sah sich aber kein Stück an, sondern nahm an einer Vorstandssitzung im ersten Stock des Gebäudes teil, die von zwei Uhr bis kurz vor fünf dauerte. Fünf Minuten nach sechs war sie wieder zu Hause. Es hatte gerade angefangen zu regnen, aber sie hatte einen Schirm dabei, den sie in einem pseudoviktorianischen Ständer neben der Tür ihres Hauses zurückließ.

Dreißig Minuten später hat sie jemand erwürgt.

Diana Cowper wohnte in einem schicken Reihenhaus in der Britannia Road etwas außerhalb der Gegend von Chelsea, die – in ihrem Falle ganz angemessen – als »World's End« bekannt ist. Es gab keine Überwachungskameras in dieser Straße, so dass man nicht feststellen konnte, wer in der fraglichen Zeit sonst

noch da war. Die Nachbarhäuser standen leer. Das eine gehörte einem Konsortium in Dubai und war nicht vermietet, das andere gehörte einem Rechtsanwalt und seiner Gemahlin, aber die hielten sich in Südfrankreich auf. Es hatte also niemand etwas gehört.

Die Leiche wurde erst nach zwei Tagen gefunden. Andrea Klúvánek, die slowakische Putzfrau, kam nur zweimal die Woche und entdeckte sie am Mittwochmorgen. Mrs Cowper lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden im Wohnzimmer. Eine rote Kordel, die normalerweise zum Zurückbinden der Vorhänge benutzt wurde, war um ihren Hals geschlungen. Der Bericht des Gerichtsmediziners, der in der üblichen sachlichen, ja beinahe desinteressierten Weise verfasst war wie alle solche Berichte, beschrieb in allen Einzelheiten die Einwirkung stumpfer Gewalt auf den Hals, das gebrochene Zungenbein und die Blutungen der Bindegewebe. Die slowakische Putzfrau sah etwas viel Schlimmeres. Sie arbeitete seit zwei Jahren in Mrs Cowpers Haushalt und mochte ihre Arbeitgeberin, die sie stets gut behandelt und immer mal einen Kaffee mit ihr getrunken hatte. Als sie am Mittwoch die Tür öffnete, war sie dagegen mit einer Leiche konfrontiert, und noch dazu mit einer, die schon eine Weile dalag. Das Gesicht, soweit sie es sehen konnte, war blauviolett angelaufen. Die Augen starnten ins Leere, die Zunge hing grotesk heraus und war zweimal so lang wie normal. Ein Arm war ausgestreckt, ein Finger mit einem Diamantring zeigte anklagend auf sie. Da die Heizung lief, hatte die Leiche bereits zu stinken begonnen.

Nach eigener Aussage hatte die Putzfrau nicht geschrien. Sie hatte sich auch nicht erbrochen. Sie war leise aus dem Haus gegangen, hatte ihr Handy aus der Tasche gezogen und die Polizei angerufen. Sie war nicht ins Haus zurückgegangen, bevor die Beamten eintrafen.

Anfangs nahmen die Ermittler an, dass Diana Cowper das Op-

fer eines Einbruchs geworden war. Es waren verschiedene Gegenstände, darunter Schmuck und ein Laptop, entwendet worden. Mehrere Räume waren durchsucht und Dinge verstreut worden. Es gab aber keine Einbruchsspuren. Mrs Cowper hatte dem Angreifer offenbar selbst die Tür geöffnet, auch wenn nicht ganz klar war, ob sie ihn gekannt hatte oder nicht. Sie war überrascht und von hinten erwürgt worden. Sie hatte sich kaum gewehrt. Es gab keine Fingerabdrücke, keine DNA, keine Hinweise sonstiger Art, was den Eindruck erweckte, dass der Täter alles mit großer Sorgfalt geplant hatte. Er hatte sie abgelenkt, die rote Kordel vom Haken neben dem Vorhang genommen und sich von hinten angeschlichen. Er hatte ihr die Vorhangschnur um den Hals gelegt und gezogen. Es hatte wohl nur eine Minute gedauert, bis sie tot war.

Aber dann erfuhr die Polizei von ihrem Besuch bei Cornwallis & Söhne und merkte, dass sie es mit einem richtigen Rätsel zu tun hatte. Man muss sich das mal vor Augen halten: Niemand organisiert seine eigene Beerdigung und wird am selben Tag noch ermordet. So etwas ist kein Zufall. Die beiden Ereignisse mussten irgendwie miteinander verknüpft sein. Hatte sie gewusst, dass sie sterben würde? Hatte sie jemand in das Bestattungsunternehmen hineingehen sehen und sich bemüßigt gefühlt, etwas zu unternehmen? Wer wusste überhaupt, dass sie dort gewesen war?

Es war tatsächlich ein Rätsel und bedurfte eines besonderen Ansatzes. Gleichzeitig hatte es überhaupt nichts mit mir zu tun.
Aber das sollte sich ändern.

Hawthorne

Mich an den Abend zu erinnern, an dem Diana Cowper getötet wurde, fällt mir nicht schwer. Ich habe mit meiner Frau im Mörö am Exmouth Market zu Abend gegessen und eine Menge getrunken. Denn wir hatten etwas zu feiern: Am Nachmittag hatte ich meinem Verleger das Manuskript meines neuen Romans geschickt, an dem ich acht Monate lang gearbeitet hatte.

Das Geheimnis des weißen Bandes war eine Sherlock-Holmes-Geschichte, mit der ich nie gerechnet hatte. Aus heiterem Himmel hatten die Nachlassverwalter von Conan Doyle bei mir angefragt, ob ich daran interessiert sei, mit ihrer Genehmigung und Unterstützung ein neues Sherlock-Holmes-Abenteuer zu schreiben. Ich hatte sofort ja gesagt. Die ersten Sherlock-Holmes-Geschichten hatte ich mit siebzehn gelesen, und sie hatten mich mein Leben lang begleitet. Das lag nicht nur daran, dass ich die Hauptfigur so liebte, weil Sherlock Holmes der Vater aller modernen Detektive ist. Es waren auch nicht die Rätsel, so bemerkenswert sie auch sind. Es war vor allem die Welt, die Holmes und Watson bewohnten: die Themse, die Kutschen, die durch die Straßen ratterten, die Gaslaternen, der wirbelnde Londoner Nebel. Es war, als hätte man mich eingeladen, in der Baker Street 221b einzuziehen und ein stiller Zeuge der größten Freundschaft in der Literatur zu werden. Wie hätte ich ablehnen können?

Von Anfang an war mir klar, dass meine Aufgabe darin bestand, unsichtbar zu bleiben. Ich versuchte mich im Schatten von Conan Doyle zu verstecken, seine literarischen Tricks und seinen Stil nachzuahmen, und mich dabei nicht aufzudrängen.

Ich habe nichts geschrieben, was nicht auch von ihm hätte sein können. Ich erwähne das nur, weil es mich beunruhigt, dass ich in dieser Geschichte hier so im Vordergrund stehe. Aber diesmal bleibt mir nichts anderes übrig. Ich schreibe einfach nur, was passiert ist.

Ausnahmsweise hatte ich gerade keine Fernsehserie in Arbeit. Die Detektivserie *Foyle's War* hatte man vorläufig eingestellt, und es war fraglich, ob sie fortgesetzt werden würde. In den letzten sechzehn Jahren hatte ich über zwanzig zweistündige Episoden geschrieben; das heißt, ich hatte fast dreimal länger daran gearbeitet, als der ganze Krieg gedauert hatte. Ich war müde. Und was noch schlimmer war: Als ich am 15. August 1945 angekommen war, am VJ Day, gab's keinen Stoff mehr. Ich wusste nicht, was ich als Nächstes tun sollte. Einer der Schauspieler hatte vorgeschlagen, wir könnten ja »*Foyle's Peace*« drehen. Aber ich war nicht so ganz sicher, ob das funktionieren würde.

Beim Publikum war ich vor allem als Jugendbuchautor bekannt. Im Jahr 2000 hatte ich eine Serie über einen jugendlichen Spion namens Alex Rider herausgebracht, die auf der ganzen Welt verkauft worden war. Ich liebte es, Jugendbücher zu schreiben, aber es störte mich, dass ich mich mit jedem neuen Lebensjahr weiter von meinem jungen Publikum entfernte. Ich war gerade fünfundfünzig geworden. Es war an der Zeit, etwas Neues zu machen. Auf jeden Fall war ich gerade auf dem Weg zum Hay-on-Wye-Literaturfestival, um das neueste Buch in der Alex-Rider-Serie vorzustellen.

Das spannendste Projekt auf meinem Schreibtisch war wohl das Drehbuch mit dem Arbeitstitel »*Tintin 2*«. Zu meiner Überraschung hatte Steven Spielberg mich damit beauftragt und las jetzt den ersten Entwurf. Peter Jackson sollte der Regisseur sein. Ich konnte es noch gar nicht fassen, dass ich plötzlich mit den beiden größten Regisseuren der Filmwelt arbeiten sollte. Und ich

muss zugeben, dass ich nervös war. Ich hatte das Drehbuch vielleicht ein Dutzend Mal gelesen und versuchte, mich davon zu überzeugen, dass ich mich in der richtigen Richtung bewegte. Funktionierten die Charaktere? Waren die Action-Szenen stark genug? In einer Woche wollten Jackson und Spielberg in London sein. Ich sollte mich mit ihnen treffen, um zu erfahren, was sie davon hielten.

Als mein Handy klingelte und ich die Nummer nicht gleich erkannte, fragte ich mich sofort, ob es vielleicht einer von ihnen war – obwohl sie natürlich nicht persönlich bei mir angerufen hätten. Ein Assistent wäre am Apparat gewesen und hätte mich dann weitergereicht. Es war ungefähr zehn Uhr morgens. Ich saß in meinem Arbeitszimmer, ganz oben in meiner Wohnung, und las *The Meaning of Treason* von Rebecca West, eine Untersuchung über das Leben in England nach dem Zweiten Weltkrieg. Ich überlegte, ob das vielleicht den richtigen Hintergrund für die Fortsetzung der *Foyle*-Serie abgeben könnte: der Kalte Krieg. Ich konnte ihn ja in die Welt der Spione, Atomwissenschaftler, Verräter und Kommunisten eintauchen lassen. Ich legte das Buch weg und griff nach dem Handy.

»Tony?«, fragte mich eine Stimme.

Also, Spielberg war das bestimmt nicht. Sehr wenige Leute nennen mich Tony. Um ganz ehrlich zu sein: Ich mag es nicht sehr. Ich bin immer Anthony gewesen, für manche Freunde auch Ant.

»Ja?«, sagte ich.

»Wie geht's, Sportsfreund? Hier ist Hawthorne.«

Wer dran war, hatte ich schon gewusst, noch ehe er seinen Namen gesagt hatte. Die flachen Vokale und schiefen Betonungen, diese Mischung aus Cockney und dem Norden von England konnten man gar nicht verwechseln. Und das Wort »Sportsfreund« erst recht nicht.

»Mr Hawthorne«, sagte ich. Er war mir als »Daniel« vorge-

stellt worden, aber diesen Vornamen zu benutzen wäre mir merkwürdig vorgekommen. Er benutzte ihn selbst kaum ... und genau genommen habe ich ihn auch von anderen nie gehört. »Schön, von Ihnen zu hören.«

»Ja, ja.« Er klang ungeduldig. »Hören Sie – haben Sie eine Minute Zeit?«

»Wie bitte? Worum geht's denn?«

»Ich habe gedacht, wir könnten uns vielleicht treffen. Was machen Sie heute Nachmittag?«

Das war typisch für ihn. Er litt unter einer Art Kurzsichtigkeit, die ihn davon ausgehen ließ, dass sich alles nach ihm richtete. Er fragte nicht etwa, ob ich morgen oder nächste Woche Zeit für ihn hätte. Es musste gleich sein, weil er sich das so vorstellte. Wie ich schon gesagt habe, hatte ich an diesem Nachmittag tatsächlich nichts weiter vor, aber das gedachte ich ihm nicht auf die Nase zu binden. »Also, ich weiß nicht, ob ...«, fing ich an.

»Wie wäre es um drei in diesem Café, wo wir immer waren?«

»J+A?«

»Ja, genau. Ich muss Sie etwas fragen. Ich wäre Ihnen wirklich sehr dankbar.«

J+A war in Clerkenwell, ein Zehn-Minuten-Spaziergang von meiner Wohnung. Wenn er von mir verlangt hätte, auf die andere Seite von London zu kommen, hätte ich vielleicht gezögert, aber jetzt war ich neugierig. »Okay«, sagte ich. »Drei Uhr.«

»Großartig, Sportsfreund. Bis dann.«

Damit legte er auf. Das Tintin-Manuskript war immer noch auf meinem Bildschirm. Ich klappte den Laptop zu und dachte an Hawthorne.

Kennengelernt hatte ich ihn vor einem Jahr, als ich an einer fünfteiligen Fernsehserie arbeitete, die in einigen Monaten ausgestrahlt werden sollte. Sie hieß *Unrecht!* und der Hauptdarsteller war James Purefoy.

Unrecht! beruhte auf einer jener ewigen Fragen, die Drehbuchschreiber sich stellen, wenn sie nach einer neuen Idee suchen: Wie kann ein Strafverteidiger jemand verteidigen, von dem er weiß, dass er schuldig ist? Also entwickelte ich eine Geschichte über einen Tierschutz-Aktivisten, der hochvergnügt zugibt, ein Kind ermordet zu haben, nachdem sein Verteidiger William Travers (Purefoy) einen Freispruch für ihn erwirkt hat. Daraufhin erleidet Travers einen Nervenzusammenbruch und zieht nach Suffolk um. Dann trifft er den Kerl zufällig wieder, als er in Ipswich auf seinen Zug wartet. Ein paar Tage später wird der ehemalige Mandant von irgendjemandem getötet, und die Frage erhebt sich: Hat Travers etwas damit zu tun?

Die Handlung wird schließlich zu einem Duell zwischen dem Rechtsanwalt und dem Detective Inspector, der gegen ihn ermittelt. Travers war ein düsterer Charakter, gestört und wahrscheinlich auch gefährlich, aber er war auch der Held der Geschichte und das Publikum musste auf seiner Seite sein. Deshalb konzipierte ich bewusst einen Detektiv, der so unangenehm wie möglich sein sollte. Das Publikum sollte ihn bedrohlich, borderline rassistisch, übellaunig und aggressiv finden. Mein Vorbild war Hawthorne.

Der Fairness halber muss man erwähnen, dass Hawthorne ganz anders war. Also zumindest war er nicht rassistisch. Er war nur außerordentlich nervig, so dass ich meine Gespräche mit ihm zu fürchten begann. Er und ich waren komplett Gegensätze. Ich begriff einfach nicht, wo seine Ansichten herkamen.

Gefunden hatte ihn der Produktionsleiter der Serie. Man sagte mir, dass er Detective Inspector bei der Metropolitan Police in London gewesen sei. Sein Arbeitsplatz war das Polizeirevier Putney gewesen. Seine Spezialität waren Mordfälle. Er hatte zehn Jahre Dienst auf dem Buckel, die jäh zu Ende gegangen waren, als er aus nicht ganz erkennbaren Gründen gefeuert wurde. Es

gibt überraschend viele Ex-Polizisten, die als Berater für Produktionsfirmen arbeiten, in denen Fernsehkrimis gedreht werden. Sie sind verantwortlich für die kleinen Details, die man braucht, damit die Filme realistisch und glaubwürdig wirken, und in dieser Hinsicht war Hawthorne hervorragend. Er hatte einen Instinkt dafür, was ich brauchte und was auf dem Bildschirm funktionieren würde. Nur ein Beispiel: In einer Szene ganz am Anfang, als der Detektiv eine wochenalte Leiche untersuchen muss, gibt ihm ein Mann von der Spurensicherung eine Dose Wick Vaporub, das er sich unter die Nase schmieren kann. Das Menthol überdeckt den Geruch. Das war ein Trick, den mir Hawthorne beschrieben hatte, und wenn Sie die Szene sehen, merken Sie, dass diese kleine Geste sie lebendig macht.

Kennengelernt haben wir uns im Büro der Produktionsfirma. Nachdem wir mit der Arbeit begonnen hatten, konnte ich ihn jederzeit anrufen und irgendwas fragen. Die Antworten konnte ich dann ins Drehbuch einarbeiten. Das ging alles über das Telefon. Die erste Begegnung war eigentlich nur eine Höflichkeit, damit wir uns miteinander bekanntmachen konnten. Als ich eintraf, saß er bereits im Foyer. Er hatte die Beine übereinandergeschlagen. Sein Mantel lag zusammengefaltet auf seinem Schoß. Ich wusste sofort, dass er der Mann war, den ich kennenlernen sollte.

Er war nicht besonders groß. Er sah nicht furchterregend oder brutal aus. Aber schon die Art und Weise, wie er von seinem Stuhl aufstand, diese einzige Bewegung, gab mir zu denken. Er hatte die Geschmeidigkeit einer Raubkatze, eines Panthers oder Leoparden, und in seinen weichen, braunen Augen lag eine Boshaftigkeit, die mich herauszufordern und zu bedrohen schien. Er war ungefähr vierzig, und sein Haar war sehr kurz geschnitten. Es war von unbestimmter Farbe und zeigte erste Spuren von Grau. Er war glattrasiert, und seine Haut war blass. Ich hatte